

JULIE KLASSEN

Die Schatten
von
Swanford
Abbey

Aus dem amerikanischen Englisch
von Susanne Naumann

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2023

SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in English under the title: *Shadows of Swanford Abbey*

© Copyright 2021 by Julie Klassen

Originally published in English by Bethany House Publishers,
a division of Baker Publishing Group, Grand Rapids, Michigan, 49516, U.S.A.

All rights reserved.

Cover design by Jennifer Parker

Cover photography by Todd Hafermann Photography, Inc.

Front cover background photograph is of the interior of the Cloister of Lacock Abbey,
Wiltshire, UK © Alamy Images.

Zitate am Buchanfang:

Jane Austen, *Die Abtei von Northanger* (Mehrbuch, 2020)

Jane Austen, *Überredung* (EClassica, 2019)

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006

SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Übersetzung: Susanne Naumann (SuNSiDe)

Umschlaggestaltung: Jan Henkel, www.janhenkel.com

Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6172-5

Bestell-Nr. 396.172

Kapitel 1



März 1820

Worcestershire, England

Miss Rebecca Lane erschauerte bei dem Gedanken, nach über einem Jahr Abwesenheit nach Swanford zurückzukehren. Ihr Herz hatte es in Wirklichkeit nie verlassen.

Sie saß in der rumpelnden Postkutsche, die sämtliche Reisenden tüchtig durchschüttelte, und betete: *Bitte lass ihn nichts Törichtes tun, bevor ich da bin.*

Die Zeilen aus dem letzten Brief ihrer Haushälterin gingen ihr nicht aus dem Kopf:

Das Verhalten Ihres Bruders wird immer beunruhigender, mir graut vor dem, was er tun könnte. Mein Gewissen lässt nicht zu, dass ich noch länger damit warte, Ihnen zu schreiben. Ich kann nur beten, dass es nicht schon zu spät ist.

Wieder stieg die blanke Angst in Rebecca auf, wie schon beim ersten Lesen dieser Worte. Wollte John womöglich sich selbst oder jemand anderem etwas antun? Was war nur geschehen?

Sie seufzte tief auf und lehnte ihren schmerzenden Kopf an das glatte, kühle Fenster der Kutsche. Über der hügeligen Landschaft, die an ihr vorüberglitt, lag dichter Märznebel, die Wiesen waren gesprenkelt mit den weißen Tupfen der Schafe und ihrer neugeborenen Lämmer.

Schon bald kam der Turm der All-Saints-Kirche über den Baumwipfeln in Sicht und gleich darauf die hohen Schornsteine von Wickworth Mansion.

Rebecca deutete aus dem Fenster auf das Dorf. »Da ist es. Swanford.«

Die französische Zofe auf dem Sitz neben ihr schlief weiter, doch Lady Fitzhoward, ihre Arbeitgeberin, folgte ihrem Blick. »Ah ja.« Dann sah sie sie an. »Freuen Sie sich, wieder zu Hause zu sein?«

Rebecca nickte und lächelte pflichtschuldig, doch ihr Lächeln geriet wenig überzeugend.

Wo ist mein Zuhause?, fragte sie sich im Stillen.

Seit dem Tod ihrer Eltern wohnten in dem Pfarrhaus, das ihnen ohnehin nie gehört hatte, der neue Pfarrer und seine Familie. Das Häuschen des Verwalters, in dem ihr Bruder untergekommen war, gehörte zum Anwesen der Wilfords. Bis auf einen kurzen Besuch in Swanford zum vorletzten Weihnachtsfest hatte sie die beiden letzten Jahre in ihrer Rolle als Gesellschafterin einer Lady in wechselnden Hotels nur aus Koffern und Hutschachteln gelebt. Vielleicht lernte sie ja mit der Zeit, wie Lady Fitzhoward Freude an diesen endlosen Reisen zu haben, und sich nicht mehr nach Hause zu sehnen. Doch bis jetzt war ihr das noch nicht gelungen.

Die Kutsche bog von der Hauptstraße ab. Sie passierten mehrere Gehöfte und Cottages, dann ging es durch das Dorf. Gleich dahinter ragte das imposante Swanford Abbey wie ein verwittertes uraltes Grabmal aus dem Bodennebel empor.

Noch ehe der Anblick des alten Klosters, das zu einem Hotel umgebaut worden war, wie üblich Beklemmungen bei den Neuankömmlingen wecken konnte, rumpelte die Kutsche auch schon durch einen Torbogen in den Stallhof.

Ein Portier trat an die Kutsche heran, um ihnen beim Aussteigen zu helfen. Miss Joly, die Zofe, war aufgewacht und stieg als Erste aus, um das Abladen des Gepäcks ihrer Arbeitgeberin zu beaufsichtigen. Lady Fitzhoward folgte ihr; dabei stützte sie sich schwer auf die Hand des Dienstmannes, bis sie ihren Stock auf dem Boden aufsetzen konnte.

Rebecca, die nach ihr ausgestiegen war, fragte die Zofe: »Darf ich meinen Koffer ebenfalls in Ihrer Obhut lassen?«

Die Zofe schien verärgert über dieses Ansinnen, doch Lady Fitzhoward gestattete es. »Ja, natürlich. Joly wird sich darum kümmern.«

Ein alter Mann in grober Arbeitskleidung kam mit einem Spaten in der Hand in den Hof gehumpelt. Er blieb bei den Angekommenen stehen und fixierte Lady Fitzhoward mit verblassten blauen Augen.

»Hübsche Blume ...«, murmelte er so leise, dass die Lady es wahrscheinlich überhört hatte. Rebecca wunderte sich über diesen dreisten Spruch, doch da hatte der Dienstmann ihn schon fortgescheucht.

Lady Fitzhoward wandte sich an Rebecca: »Falls Ihnen eine Woche mit Ihrem Bruder nicht genügt, dürfen Sie es mir ruhig sagen. Wenn ich nicht im Hotel bin, können Sie mir eine Nachricht beim Portier hinterlassen. Ich hoffe, wie ich schon sagte, selbst ein paar Freunde zu besuchen, solange wir hier sind.«

Rebecca nickte. »Das tue ich, danke. Und vielen Dank noch einmal, dass Sie Ihre Pläne geändert haben, um mich zu begleiten.«

Der Portier hatte mitbekommen, dass Rebecca ein anderes Ziel hatte, und bot an, ihr eine Droschke zu rufen.

Sie lehnte höflich ab. Der Weg durch das Dorf und den Wald zum Häuschen ihres Bruders zog sich zwar über eine Meile, doch da es ein schöner Tag war und sie nur eine leichte Tasche hatte, entschied sie, zu Fuß zu gehen.

Sie holte ihre kleine Reisetasche und die Hutschachtel aus den übrigen Gepäckstücken hervor, verabschiedete sich von den beiden Frauen und wandte sich zum Gehen. Schon nach wenigen Schritten wog die Reisetasche überraschend schwer – doch noch viel schwerer wog die Schuld, die sie mit sich schleppte.

Rebecca ging die Abbey Lane hinauf und überquerte die belebte High Street. Dann führte der Weg am Dorfbauer entlang, auf dessen beiden Seiten sich Reetdachhäuser aneinanderreiheten. Als sie die All-Saints-Street erreicht hatte, bog sie nach rechts in eine gepflasterte Straße mit Fachwerkhäusern ab. Aus dem Swan & Goose, der Dorfkneipe, drang der Geruch von Sauerbier.

Schließlich überquerte sie die kleine Brücke über den Fluss und ließ den Ort hinter sich. Der Weg an der Kirche und am Pfarrhaus

vorbei wäre kürzer gewesen, doch sie war noch nicht bereit, sich den damit verbundenen ergreifenden Erinnerungen zu stellen.

Während sie dem Fluss in Richtung Wald folgte, drang das Weinen eines Kindes an ihr Ohr, das sich rasch zu einem herzzerreißenden Schluchzen steigerte. Sie schaute sich um, weil sie wissen wollte, woher das Weinen kam, und entdeckte unter einer ausladenden englischen Eiche einen kleinen Jungen von vielleicht vier oder fünf Jahren in langen Hosen mit hohem Bund, die mit den Knöpfen der Jacke verbunden waren. Auf den schmalen, zuckenden Schultern ruhte ein breiter, mit Rüschen besetzter Kragen.

Rebecca stellte ihr Gepäck ab und lief zu ihm. »Was hast du denn? Was ist passiert?«

Der Junge deutete mit tränenfeuchten Augen auf einen Baum. Ganz oben hatte sich ein Drache in den Zweigen verfangen; sein Schwanz und die Schnur hingen in dem knorrigen Geflecht fest.

»Oh je! Das ist ja schlimm.« Rebecca sah sich nach Hilfe um. »Wo wohnst du denn?«

Er fuhr sich mit dem Jackenärmel unter der laufenden Nase entlang und deutete über den an dieser Stelle sehr schmalen Fluss auf den Hintereingang des Pfarrhauses auf der anderen Seite.

»Bist du ganz allein hier draußen?«

Er schüttelte den Kopf und fing wieder an zu schluchzen.

Ein Mädchen, das ein paar Jahre älter als er war, tauchte mit einem langen Stock in der Hand auf.

»Hör auf zu weinen, Colin! Du bist doch kein Baby mehr! Ich versuche, ihn für dich runterzuholen.«

Als das Mädchen Rebecca bemerkte, erklärte es: »Er hat den Drachen zum Geburtstag bekommen, an dem er zum ersten Mal Kniehosen tragen durfte. Ich sollte ihm helfen, ihn fliegen zu lassen, aber der Wind hat ihn gepackt und mitgerissen.«

»Verstehe.« Rebecca blickte in den Baum hinauf und versuchte, die Lage einzuschätzen. »Ich klettere hinauf«, bot sie an. »Du bleibst hier unten und passt auf deinen Bruder auf, ja?«

Das Mädchen machte große Augen und betrachtete kritisch Rebeccas ordentliche Reisekleidung und ihren Hut. »Sie, Miss?«

Rebecca nickte und nahm den Hut ab – Lady Fitzhoward hatte ihn ausgesucht. Die Feder würde sich nur im Geäst verfangen. Dann band sie ihren Unterrock zwischen ihren Knien fest, um nicht mehr zu zeigen, als ihr lieb war. Ein rascher Rundumblick überzeugte sie, dass nur die beiden Kinder Zeugen ihres wenig damenhaften Verhaltens sein würden.

Ganz in der Nähe lag neben einem Baum ein zerbrochenes Wagenrad. Sie rollte es herüber und lehnte es gegen den Stamm; es sollte ihr als Aufstiegshilfe dienen. Der unterste Zweig des Baumes war ein ganzes Stück fast horizontal gewachsen, bevor er sich nach oben bog. Seine Form hatte sie schon immer an einen trompetenden Elefanten erinnert, so wie der, den sie einmal in Astley's Amphitheater gesehen hatte. Für die Kinder war der Ast zu hoch, doch Rebecca gelang es mithilfe des Rads, ihn mit ihren behandschuhten Händen zu ergreifen und sich halb hochzuziehen, halb hochzuschwingen. Die raue Rinde streifte über ihre feinen Strümpfe, die bei dieser Kletterei ganz bestimmt ruiniert werden würden. Von dem Ast aus war der weitere Aufstieg relativ einfach, beinahe wie auf einer Leiter.

Die Kinder unter ihr applaudierten begeistert. Fast fühlte sie sich selbst wie eine Akrobatin von Astley's Theater.

Rebecca hatte noch nie unter Höhenangst gelitten und war als Mädchen mit Begeisterung auf Bäume – auch auf diesen – geklettert, ohne auf zerkratzte Hände und aufgeschürfte Knie zu achten. Doch jetzt war sie eine junge Dame, und dazu noch völlig aus der Übung und ohne jede Kondition, sodass ihr das Atmen beim Ersteigen der großen Eiche schon bald schwer wurde.

Endlich kam sie in die Nähe des Drachens. Sie setzte einen Fuß auf einen passenden Ast und stemmte den anderen zum besseren Stand gegen einen anderen. Dann begann sie die mühselige Arbeit, den Schwanz und die Schnur des Drachens zu entwirren.

Dazwischen warf sie einen Blick auf die unten wartenden Kinder.

Das Blätterdach verbarg das Mädchen vor ihren Blicken, doch der Junge, der immer noch Tränen in den Augen hatte, war gut zu sehen.

»Bekommen Sie ihn frei?«, hörte sie das Mädchen fragen. »Schaffen Sie es?«

Plötzlich verengte sich ihr Blickfeld und ihr wurde seltsam schwindelig. Die Szene und diese Bitte waren ihr nur allzu vertraut, sie versetzten sie um Jahre zurück, als sie aus einer ähnlichen Höhe auf den weinenden John hinuntergesehen hatte, auch wenn dieser damals etliche Jahre älter war als der Junge, der jetzt dort unten stand.

»Darf ich?«, hatte er gebeten. »Bitte! Nur dieses eine Mal!«

Er hatte mit ihr zusammen den Baum hinaufklettern wollen. Ihre Eltern hatten ihr aufgetragen, gut auf ihren kleinen Bruder aufzupassen, damit ihm nichts passierte. Sie hatte gewusst, dass John noch zu klein war, um auf den Baum klettern zu können. Doch er hatte nicht aufgehört zu betteln und zu weinen, sodass sie schließlich nachgegeben hatte. Wenn sie dicht bei ihm blieb, so hatte sie gedacht, würde es schon gut gehen. Sie hatte ihm auf den untersten Ast geholfen, und von dort war er allein weitergeklommen und hatte ihre Warnungen und Bitten, auf sie zu warten und nicht zu hoch zu klettern, ignoriert.

Mit klopfendem Herzen war sie ihm nachgeklommen, doch bevor sie ihn erreicht hatte, war er ausgerutscht und heruntergefallen. Er war auf dem harten Boden unter dem Baum aufgekommen und still, ganz still liegen geblieben ...

»Ist alles in Ordnung, Miss?«, rief das Mädchen hinauf und riss sie aus der dunklen Wolke ihrer Erinnerung.

»Äh – ja. Es hat nur ein Weilchen gedauert, ihn freizubekommen.«

Endlich ließ Rebecca den befreiten Drachen in die ausgestreckten Hände fallen, die ihn erwarteten. Die Schnur, die sie ebenfalls losgemacht hatte, ließ sie hinterherfallen.

Dann kletterte sie vorsichtig wieder von dem Baum hinunter, bis sie auf dem untersten Ast saß und sich zum Sprung bereitmachte. Irgendwie kam ihr der Ast plötzlich viel höher vor als beim Aufstieg.

Sie holte tief Luft und sprang, doch beim Aufkommen verlor sie das Gleichgewicht und fiel hin. Als sie sich aufrappelte, entdeckte sie

einen Grasfleck auf ihrem Kleid und stöhnte innerlich. Lady Fitzhoward sah alles. Sie bückte sich und rubbelte an dem Fleck, doch ohne Erfolg. Hoffentlich konnte Rose ihr helfen, ihn zu entfernen.

Der kleine Junge schlang die Arme um ihre Knie und fügte dem braun-grünen Fleck noch ein wenig Schnodder hinzu.

Das Mädchen knickste. »Vielen Dank, Miss ...? Darf ich Ihren Namen wissen?«

»Ich bin Miss Lane.« Rebecca sammelte ihre Sachen zusammen und richtete sich auf. »Darf ich euch für euer nächstes Drachenabenteuer die Dorfwiese vorschlagen?«

Die Kinder lächelten schüchtern und nickten zustimmend. Dann winkten sie ihr zum Abschied.

Als Rebecca die schmale Fußgängerbrücke erreicht hatte, überquerte sie erneut den Fluss und setzte ihren Weg durch Fowler's Wood fort, der zum Hintereingang des Häuschens führte, in dem ihr Bruder wohnte. Das strohgedeckte Cottage war früher das Wohnhaus des Verwalters von Wickworth gewesen, doch die Wilfords beschäftigten inzwischen nur noch einen Wildhüter und hatten John und Rebecca das Häuschen billig vermietet. Sie hatte ein paar Jahre mit ihrem Bruder zusammen dort gewohnt, bis finanzielle Schwierigkeiten und Spannungen zwischen den Geschwistern sie veranlasst hatten, eine Stellung als Gesellschafterin bei einer älteren Lady anzunehmen.

Auf ihr Klopfen hin kam die alte Haushälterin, Rose Watts, an die Tür. Ein Lächeln trat bei Rebeccas Anblick auf ihr freundliches, alterndes Gesicht.

»Miss Rebecca! Was für eine schöne Überraschung! Gott sei Dank!«

Rebecca stutzte. »Warum denn eine Überraschung, Rose? Ich habe John doch geschrieben und ihn gebeten, Ihnen meine Ankunft mitzuteilen. Hat er meinen Brief denn nicht bekommen?«

Der Blick der Frau wanderte zu einem Korb auf dem Regal, der überquoll von Briefen und Zeitungen. »Vielleicht liegt er ja da drin.« Rose sah Rebecca an und fragte. »Haben Sie meinen Brief erhalten?«

»Ja, deshalb bin ich ja hier. Ist John zu Hause?«

»Natürlich. Er ist immer zu Hause.«

Rebecca konnte durch das Esszimmer ins Wohnzimmer sehen; sie waren beide leer.

Rose, die ihren Blick gesehen hatte, seufzte. »Er ist in seinem Zimmer. Wahrscheinlich schläft er noch.«

»Er schläft noch? Es ist drei Uhr nachmittags!«

Das Gesicht der Haushälterin verzog sich zu einem seltsamen Ausdruck, der halb entschuldigend, halb gequält war. »Ich habe es Ihnen doch geschrieben. Er ist die ganze Nacht wach und geht in seinem Zimmer auf und ab, dann verschläft er den Tag. Und wenn ich versuche, ihn darauf anzusprechen, wird er fuchsteufelswild.«

Rebecca ging durch den Flur und klopfte an die Schlafzimmertür. »John? Ich bin's, Rebecca. Ich bin wieder da.«

Keine Antwort. Sie nahm ihren Hut ab, zog die Handschuhe aus und versuchte es erneut. Wieder keine Antwort.

Um ihre aufsteigende Panik zu beschwichtigen, ging Rebecca erst einmal über den Flur zu ihrem Zimmer, um ihre Reisetasche abzustellen. Sie öffnete die Tür und – erstarrte. Ein heilloses Durcheinander empfing sie. Zwischen Tür und Bett stand ein kleiner Tisch, der willkürlich hineingeschoben und mit einem gefährlich hohen Stapel beschriebener Seiten beladen worden war. Auch das Bett war übersät mit Papieren. Quer durch den Raum waren Schnüre gespannt, an denen Manuskriptseiten aufgehängt waren. Auf dem Beistelltisch und der Frisierkommode stapelten sich Nachschlagewerke, Tintenfässer, Kerzenstümpfe, Kaffeetassen, Teller, ganze Berge getragener Kleidung. Inmitten des Desasters lag Johns Bratsche, auf der er, soviel Rebecca wusste, seit Jahren nicht mehr gespielt hatte.

Rose, die ihr gefolgt war, blieb hinter ihr in der Tür stehen. »Es tut mir leid, Miss Rebecca. Er benutzt das Zimmer als eine Art Büro und – Lager. Ich hätte ihn gebeten, es aufzuräumen, oder es auch selbst aufgeräumt, wenn ich gewusst hätte, dass Sie kommen. Was müssen Sie nur von mir denken! Zu meiner Rechtfertigung kann ich allerdings anführen, dass ich in letzter Zeit alle Hände voll damit

zu tun hatte, eine Abschrift von Johns neuem Manuskript anzufer-
tigen.«

»Ich verstehe.« Rebecca deutete auf die Seiten, die an den Schnü-
ren hingen. »Und was soll das?«

»Ich glaube, er hat etwas darüber verschüttet und versucht, sie zu
trocknen.«

»Ah ja. Ich ... hm. Ich werde heute Nacht erst einmal auf dem
Sofa schlafen, und morgen sehen wir weiter.«

Rose sah sie mit gequältem und entschuldigendem Blick an.
»Kommen Sie doch mit in die Küche, ich muss Ihnen noch etwas
erzählen.«

In der Küche bekam Rebecca eine Tasse Tee und setzte sich zu
Rose an den abgenutzten Holztisch.

Die ältere Frau begann: »Nachdem ich Ihnen geschrieben hatte,
habe ich erfahren, dass ein gewisser Autor – Sie wissen schon, wen
ich meine – sich ein Zimmer im Swanford Abbey Hotel genommen
hat. Ich weiß das von Cassie Somerton selbst – sie ist die Hausdame
dort. Er ist gestern Abend eingetroffen. Die Neuigkeit hat sich rasch
im Dorf herumgesprochen, und ich mache mir Sorgen, wie John
darauf reagieren wird.«

Rebecca nickte. Eine neue Angst stieg in ihr auf. Was wollte dieser
Mensch in Swanford?

Sie hatten gerade ausgetrunken, als der Verwalter der Wilfords an
die Tür klopfte.

Rebecca versuchte erneut, ihren Bruder aufzuwecken. »John«, rief
sie durch die geschlossene Tür. »Mr Jones ist hier, wegen der Miete.
John?«

Der große Mann hinter ihr trat verlegen von einem Fuß auf den
anderen, dann zuckte er die Achseln. »Schon gut, Miss. Ich möchte
Ihnen das Nachhausekommen nicht verderben. Ich kann ein ander-
mal wiederkommen.«

Mit hochrotem Gesicht antwortete Rebecca: »Ich danke Ihnen,
Mr Jones, und entschuldige mich für die Umstände, die wir Ihnen
bereiten.«

Später, als Rose den Tisch deckte, versuchte Rebecca es erneut. »John? Das Essen ist gleich fertig. Bitte komm zu Tisch.«

Keine Antwort. Sie presste ihre Stirn gegen die dicke Holztür und fuhr in bittendem Ton fort: »John? Bitte antworte mir doch. Ich mache mir allmählich Sorgen.«

Schließlich kehrte sie in die Küche zurück und fragte Rose: »Sie haben doch einen Schlüssel zu seinem Zimmer, oder?«

Rose, die gerade die Bratensoße in die Soßenschüssel goss, nickte. »Ich habe ihn einmal benutzt, als er nicht geantwortet hat, aber da ist er sehr zornig geworden und hat mir verboten, das jemals wieder zu tun.«

Rebecca hob das Kinn. »Nun, *mich* hat er noch nicht gewarnt.«

Rose reichte ihr den Schlüssel von ihrem Schlüsselbund und runzelte bekümmert die Stirn. Rebecca machte sich ebenfalls Sorgen. Ihre größte Sorge war, dass ihr Bruder sich etwas angetan hatte.

Sie ging über den Flur, holte tief Luft und führte den Schlüssel ins Schlüsselloch ein. Dann stieß sie die Tür auf. Die Angeln quietschten protestierend.

Da lag er: Er hatte die Augen geschlossen und befand sich halb angezogen, ungewaschen und ungekämmt inmitten von zerwühltem Bettzeug. Um ihn herum lagen und standen überall Teetassen, leere Whiskeyflaschen, zusammengeknüllte Blätter, kleinere, verdächtig aussehende braune Fläschchen und halb leer gegessene Teller. Der Geruch nach Schweiß und verdorbenem Fleisch hing in der Luft.

Sie rümpfte die Nase. »John?«

Keine Reaktion. Ihr Herz schlug heftig.

»John!«, wiederholte sie scharf, trat vorsichtig zwischen dem Unrat hindurch ans Bett und rüttelte an seiner Schulter.

Seine Lider flatterten. »Was ist denn?« Sein Gesicht verzog sich verwirrt und misshütig. »Becky? Was machst du denn hier? Lass mich in Ruhe!«

Was ist los mit dir?, hätte sie am liebsten geschrien, doch der dicke Kloß in ihrer Kehle ließ es nicht zu. Sie wusste, was mit ihm los war,

oder konnte es sich zumindest vorstellen. Er war seit jenem Sturz vom Baum nie mehr so gewesen wie vorher. Stattdessen hatte sich sein Zustand in den letzten Jahren ständig verschlimmert, und durch eine tiefe Depression und zu viel Alkohol war er zerfahren, lethargisch und launenhaft geworden.

Und was war der Grund für all das?

Sie kannte ihn nur allzu gut.



Frederick Wilford stand in der Tür des Salons von Wickworth und ließ den Blick durch die Eingangshalle schweifen. Sämtliche Möbel, die Spiegel und die stehen gebliebenen Uhren waren mit weißen Leintüchern verhüllt – und das nun schon seit zwei Jahren.

Werde ich die Vergangenheit denn nie hinter mir lassen können?, fragte er sich. *Werde ich ihr ... und mir selbst je vergeben können?*

Im oberen Stock erklangen Hammerschläge, das Geräusch schien sich förmlich in sein Hirn zu bohren. Er rieb sich die schmerzenden Schläfen, doch es half nichts.

Plötzlich schwang die Eingangstür auf. Der Besucher hatte es offensichtlich nicht für nötig erachtet zu klopfen. »Freddy? Da bin ich!«

Frederick ging quer durch die Halle, um seinen jüngeren Bruder zu begrüßen, der in London lebte, aber jedes Jahr zweimal zu Besuch kam.

Der sehr gepflegt wirkende, lebhafte blonde junge Mann stellte seine Reisetasche ab und reichte einem wie aus dem Nichts aufgetauchten Diener seinen Mantel.

Frederick sah an ihm vorbei und fragte. »Hast du deinen Kammerdiener gar nicht mitgebracht?«

»Nein. Der Narr hat mich verlassen und geheiratet.« Thomas sah sich erstaunt um. »Immer noch alles unter Schutzhüllen? Also wirklich, Freddy, hier sieht's aus wie in einem Mausoleum.«

»Dir ebenfalls eine guten Tag, Tom. Willkommen zu Hause.«

Thomas schüttelte abwehrend den Kopf. »Wickworth ist seit

Ewigkeiten nicht mehr mein Zuhause, vielen Dank. Wer wollte auch hier leben? Geister vielleicht, aber ganz bestimmt keine lebendigen, atmenden Menschen.«

»Du weißt doch, warum alles zugedeckt ist. Wir renovieren.«

»Wirklich? Ich dachte, nach Marinas Tod hättest du das abgeblasen. Die Renovierung war doch ihre Idee, oder?«

»Ich habe die Pläne für dieses Stockwerk erst einmal verschoben. Die Männer arbeiten momentan oben und richten die Gästezimmer her.« Er deutete hinter sich. »Aber ich kann diese klaffende Lücke zwischen der Bibliothek und dem Salon nicht für immer offen lassen.«

Die Augen seines Bruders glitzerten. »Wie eine Wunde, die nicht heilen will?«

Frederick runzelte die Stirn.

»Also, hier kann ich nicht bleiben«, erklärte Thomas entschieden. »Nicht mit diesem Gestank nach Farbe und dem vielen Staub in der Luft. Als ich nach Weihnachten abgereist bin, habe ich einen schrecklichen Husten mitgenommen. Lass uns für diese Zeit in die Abtei ziehen – als kleinen Urlaub für uns beide. Was meinst du?«

Oben setzte das Hämmern wieder ein, Fredericks Kopfschmerzen wurden unerträglich.

»Komm schon«, drängte Thomas. »Die Zusammenkunft wegen des Kanalprojekts hältst du doch sowieso dort ab. Außerdem – wann hast du das letzte Mal ein paar Nächte außerhalb dieses Gemäuers verbracht?«

Und außerhalb der Erinnerungen, die es birgt ..., fügte Frederick im Stillen hinzu.

»Na gut, von mir aus. Vorausgesetzt, sie haben noch Zimmer frei.«

Thomas strahlte. »Ausgezeichnet. Du wirst es nicht bereuen. Wir werden es uns dort so richtig gut gehen lassen.«

Das bezweifelte Frederick dann doch sehr.



Am nächsten Morgen lag Rebecca noch auf dem Sofa im Wohnzimmer und schlief, als John plötzlich mit einem Packen Manuskriptseiten in der Hand aus seinem Zimmer gestürzt kam.

»Dass du gerade jetzt gekommen bist, ist ein Zeichen, Becky!«

Rebecca fuhr erschrocken hoch und blickte verwirrt auf die verwahrloste Erscheinung ihres Bruders. Er stand wie unter Strom und machte einen fiebrigen Eindruck. »Hast du überhaupt geschlafen?«

Er schüttelte den Kopf, dabei fielen ihm fettige Haarsträhnen in die Stirn. »Ich war die ganze Nacht wach und habe nachgedacht – und ich bin zu einem Entschluss gekommen. Du bist die perfekte Wahl, ihm mein neues Manuskript zu übergeben.«

Sie war noch immer verwirrt. »Was?«

»Ich habe es anderen Verlegern zugeschickt, aber alle haben abgelehnt, die meisten, ohne es überhaupt zu lesen. ›Zurück an den Absender!‹, stand einfach drauf. Meine einzige Chance ist, dass Oliver es seinem Verleger empfiehlt.«

Rebecca setzte sich auf. »Glaubst du denn, das würde er tun? Nach allem, was vorgefallen ist?«

»Rose hat eine Abschrift für mich angefertigt. Er braucht ja nicht zu wissen, dass es von mir ist, bis er es seinem Verleger vorgelegt hat. Wir verwenden einfach ein Pseudonym.«

Rebecca dachte nach, dann runzelte sie die Stirn. »Wird Mr Edgecombe denn überhaupt im Hotel sein? Ich bin ihm an jenem Tag begegnet, wir ...« Sie verstummte, weil sie John nicht an jene unselige Szene erinnern wollte, und sagte nur: »Vielleicht könnte ich ihm das Manuskript geben?«

John schüttelte den Kopf. »William Edgecombe ist vor gut einem Jahr gestorben. Sein Bruder Thaddäus hat den Verlag übernommen, aber auch er nimmt keine unaufgefordert zugesandten Manuskripte an.«

»Wir könnten an Mr Olivers Mitgefühl appellieren und ihn daran erinnern, was er dir verdankt.«

John setzte sich auf dem Sofa neben ihre Füße. »Nein, Becky. Am besten, du erwähnst mich überhaupt nicht. Du weißt doch, dass er

dann nur misstrauisch wird. Er würde es vermutlich aus reiner Gehässigkeit verbrennen.«

»Oder stehlen«, murmelte Rebecca.

»Vielleicht. Aber wenn ich meine Arbeit aufs Spiel setzen will, ist das einzig und allein meine Sache.« Johns Augen glänzten. »Und wenn er sie ein zweites Mal stiehlt – nun, diesmal bin ich vorbereitet. Wir haben eine Kopie, und Rose hat das Buch gelesen. Du könntest vielleicht ebenfalls ein paar Kapitel lesen, das hast du ja letztes Mal versäumt. Dann stünde nicht nur mein Wort gegen das seine.«

Wieder empfand sie einen schmerzhaften Stich der Reue. Sein Sturz vom Baum war nicht das Einzige, wofür sie sich verantwortlich fühlte.

»Es gibt keinen anderen Weg«, fuhr John mit lauterer Stimme fort. »Das ist die einzige Möglichkeit.«

Rebecca traute Ambrose Oliver nicht und konnte nicht verstehen, dass ihr Bruder eine solche Möglichkeit überhaupt in Erwägung zog. Zögernd wandte sie ein: »Ich halte es nicht für ratsam ...«

»Hör auf«, schrie er. »Davon verstehst du nichts. Ich weiß sehr viel mehr über das Verlagsgeschäft als du!«

Rebecca verbiss sich eine Antwort, sie konnte sehen, dass er im Begriff war, sich in einen seiner Wutanfälle hineinzusteigern.

Oh *John*! Er konnte nicht vernünftig denken. Würde sein Verstand je wieder Frieden finden?

Sie legte ihm eine Hand auf die heiße Stirn. »Du musst ihm vergeben, John, um deiner selbst willen. Die Verbitterung frisst dich auf.«

»Ihm vergeben?«, höhnte ihr Bruder. »Er hat mich bestohlen, hat meine Zukunftschancen, meinen Namen ruiniert. Mich einen Lügner genannt. Ich sollte *ihn* wegen Verleumdung verklagen, das wäre das Mindeste! Und das würde ich auch – wenn ich Belege hätte. Oder mir einen besseren Anwalt leisten könnte.«

Rebecca seufzte. Wie oft hatte sie sich das schon anhören müssen! Sie sagte leise: »Ich möchte nicht schon wieder gehen, ich bin doch gerade erst angekommen. Und ich möchte dir helfen ...«